

HEYNE <

Paul Cleave

POLICE LINE

POLICE LINE

CRIME SCENE

Der
5-Minuten-
Killer

Thriller

HEYNE <

DAS BUCH

Christchurch, Neuseeland: Der Polizist Theodore Tate versucht zusammen mit seiner Frau Bridget, über den Tod ihrer Tochter Emily hinwegzukommen, die Opfer eines Killers wurde. Doch die grimmige Realität lässt ihm kaum Zeit zur Besinnung. Dwight Smith, ein brutaler Gewalttäter, der gerade aus dem Gefängnis entlassen wurde, findet ein schreckliches Ende. Sein verstümmelter Leichnam wird neben einer Eisenbahnstrecke gefunden. Offensichtlich hat Dwight sich vor einen Zug geworfen. Tate und seine neue Partnerin Rebecca Kent zweifeln an diesem angeblichen Selbstmord. Und sie sollen recht behalten. Schon bald wird Christchurch von einem unheimlichen Serienmörder heimgesucht. Er nennt sich »Fünf-Minuten-Mann«. Sein Prinzip lautet: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Fünf-Minuten-Mann spezialisiert sich auf entlassene Killer und Gewaltverbrecher, die er der ultimativen Strafe zuführen will: Fünf Minuten, in denen sie den Angehörigen ihrer Opfer hilflos ausgeliefert sind ... Fünf Minuten, die zu einem endlosen Albtraum werden ...

DER AUTOR

Paul Cleave wurde am 10. Dezember 1974 in Christchurch, Neuseeland geboren, dem Ort, wo auch seine Romane spielen. Dem Fan von Stephen King und Lee Child gelang mit seinem Debütroman *Der siebte Tod* auf Anhieb ein internationaler Erfolg, der in Deutschland monatelang auf den ersten Plätzen der Bestsellerlisten stand. Auch seine weiteren Thriller sind internationale Erfolge. Besuchen Sie Paul Cleave im Internet unter www.paulcleave.com

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Paul-Cleave-Thriller.

Paul Cleave
Der
5-Minuten
Killer

Thriller

Aus dem Englischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe FIVE MINUTES ALONE
erschien 2014 bei Atria Books,
a division of Simon & Schuster, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 05/2015
Copyright © 2014 by Paul Cleave
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41847-9

www.heyne.de

Für meine Mutter ...

In einem meiner alten Notizbücher habe ich unlängst einen Eintrag von ihr entdeckt: *Wie geht's dir, Paul?*

Sei nicht so faul! Steh früher auf (so wie ich) und genieße den Tag. Als ich das las, musste ich lächeln.

Es erinnert mich an die Zeit, als meine Mutter die Schimpfwörter in meinen Manuskripten durchstrich. Darüber haben wir immer gelacht. Mum ... du wärest erfreut zu sehen, dass ich mittlerweile immerhin schon vor dem Mittagessen aufstehe.

Wir vermissen dich.

Halte ein Auge auf Mogue ...

KAPITEL 1

Kelly Summers ist abends nicht gerne unterwegs. Im Gegensatz zu früher. Vor einigen Jahren feierte sie nächtelang durch und kam erst in den frühen Morgenstunden wieder nach Hause, manchmal nur für einen Spritzer Deo und neues Make-up, gerade noch rechtzeitig, um sich vor der Arbeit umzuziehen und den Atem mit etwas Mundwasser aufzufrischen. An den Wochenenden fuhr sie mit ihren Freunden an den Strand, trank ein paar Biere und amüsierte sich. Aber das ist jetzt Jahre her, das war eine völlig andere Zeit, als sie mehr Energie und weniger Narben hatte, das war, bevor die Welt auf ihren Arbeitsplatz und die vier Wände ihres Hauses zusammenschrumpfte. Ihre beste Freundin beklagte sich oft darüber, wie teuer das Leben in der Stadt sei, die Drinks und Taxis, die Schuhe und Röcke – sie kapierten nicht, warum die Röcke umso teurer wurden, je kürzer sie waren. Damals fristeten sie ein ziemlich banales Dasein.

Damals, vor fünf Jahren, änderte sich dann alles, als sie den Weg eines Mannes namens Dwight Smith kreuzte. Sein Vorname klang nach Cowboy. Nach jemandem, der mit einem breitkrepigen Hut und den dazugehörigen Sporen durch die Straßen marschierte, nach einem gutherzigen, durch und

durch netten Burschen, der *Howdy, Ma'am* sagte und traurige Lieder sang. Sein Nachname, Smith, klang nach einem Durchschnittsbürger, nach einem Arzt, Steuerberater oder Nachbarn. Oder nach einem Vergewaltiger, wie in diesem Fall. Bevor sich ihre Wege kreuzten, kannte Kelly nicht mal seinen Namen. Bis dahin hatte sie ihn nur einige Male gesehen, ihm zur Begrüßung zugewinkt oder kurz zugewinkt, wie unter Nachbarn üblich, wenn sie aneinander vorbeifahren, denn das war er – ihr Nachbar.

Dwight richtete sie mit einem Messer ziemlich übel zu. Er brach in ihr Haus ein, schlitzte sie auf, zerrte sie ins Schlafzimmer, schlitzte sie weiter auf und stellte ein paar unschöne Dinge mit ihr an. Er stand auf Gewalt. Das erzählte ihr einer der Cops, nachdem man Dwight ins Gefängnis gesteckt hatte.

Jetzt ist es Nacht, und wie in jeder Nacht und an jedem Tag muss sie an Dwight Smith denken. Sie kriegt ihn nicht aus dem Kopf. Beim Spülen, während der Arbeit, beim Rasenmähen – Dwight Smith lau-, lau-, lauert hinter jedem Gedanken. Heute Abend ist es bei der Arbeit spät geworden. Einer der Kollegen hat sich krankgemeldet, und Jane ist, wie so oft in letzter Zeit, nicht erschienen, sodass irgendjemand ihre Aufgaben übernehmen musste. So was kommt vor. In jedem Job. Früher hat Kelly in einem Fitnessstudio gearbeitet. Als Trainerin. Die Kunden bezahlten sie dafür, dass sie sie quälte, damit sie ihre Pfunde verloren und eine straffere Haut bekamen. Manchmal war es im Fitnessstudio auch spät geworden.

Im Anschluss an das, was sie inzwischen als »Dwight-Zeit« bezeichnet, hat sie zwölf Monate lang nicht gearbeitet. Sie hockte in ihrem neuen Haus, schaute schlechte Fernsehse-

dungen und aß schlechtes Essen, doch statt davon zuzunehmen, nahm sie ab. Viel zu viel. Schlechtes Essen ist gar nicht so schlimm, wenn man nicht viel davon isst. Es ist nur schlimm, wenn man sich von nichts anderem ernährt. Aber das Leben geht weiter. Genau in dem Tempo, wie das Geld knapp wird. Sie musste sich einen Job suchen. Was für Erfahrungen hatte sie vorzuweisen? Na ja, es gab zwei Dinge, die sie gut konnte – andere Leute in Form bringen und sich vergewaltigen lassen. Sie bekam einen Job in einem Supermarkt, der mit nichts von beidem zu tun hatte. Sie nimmt die eingehenden Lieferungen entgegen und hilft dabei, sie auszupacken. Im Sommer ist es im Gebäude viel zu heiß und im Winter viel zu kalt, außerdem riecht es ständig nach Gemüse.

Ihr Wagen steht etwa zwanzig Meter vom Eingang entfernt. Tagsüber ist das nicht viel. Aber im Dunkeln ist es sehr weit. Mehrere Lampen tauchen den Parkplatz in ein helles Licht, trotzdem ... es gibt dort jede Menge Schatten, lau-, lau-, lau-ende Schatten. Sie geht los und hält die Schlüssel fest umklammert. In dem Selbstverteidigungskurs, den sie absolvierte, als sie anfang, wieder vor die Tür zu gehen, hat sie gelernt, wie man mit einem Autoschlüssel eine Menge Schaden anrichten kann. Sie stellt sich die ganze Zeit vor, wie gut es ihrem Selbstbewusstsein täte, jemandem die Seele aus dem Leib zu prügeln, aber sie weiß, dass das nicht passieren wird, dass sie sich zu Boden werfen, zusammenrollen und alles über sich ergehen lassen würde. C'est la vie. Sagen die Franzosen das nicht in einem solchen Fall?

Sie macht lange Schritte, und rasch werden die zwanzig Meter weniger. Cowboy Dwight ist nirgends zu sehen. Wie zum

Henker sollte er auch hier sein? Er hockt noch immer im Knast. Hoffentlich macht man dort mit ihm das, was er mit ihr gemacht hat. Sie will, dass er dort verrottet. Dass er verreckt. Dass er leidet. Abends beim Einschlafen und morgens beim Aufwachen ist ihr Atem beseelt vom Hass auf Dwight Smith. Als sie ihren Wagen erreicht, wirft sie einen Blick durchs Fenster. Sicher, das ist paranoid, aber ihre Paranoia hat sie davor bewahrt, dass sie anderen Dwight Smiths über den Weg läuft. Im Wageninnern ist niemand.

Der Tank ist fast leer. Sie hasst es zu tanken. Hasst die zwei, drei Minuten an der Zapfsäule, das kurze Gespräch mit dem Angestellten, der herauskommt, um einem zu helfen, den Geruch und das Gefühl, dass eine weggeschnippte Zigarette ausreicht, um die Tankstelle in einen Feuerball zu verwandeln. Trotzdem fährt sie tanken, bezahlt und wird weder an der Tankstelle vergewaltigt noch von der Straße gedrängt und anschließend vergewaltigt. Zu Hause öffnet sie mit der Fernbedienung das Garagentor, fährt hinein und beobachtet im Spiegel, wie sich hinter ihr das Tor schließt. Niemand rollt darunter hindurch.

Im Haus brennt Licht. Sie lässt es tagsüber an, damit es bei ihrer Rückkehr im Haus nicht dunkel ist. Sie lauscht, ob im Innern irgendwas zu hören ist, aber da ist nichts. Im Badezimmer zieht sie sich aus und bleibt fünfzehn Minuten unter der Dusche. Dann trocknet sie sich ab, zieht den Bademantel über, und als sie die Badezimmertür öffnet, sieht sie im Flur Cowboy Dwight stehen.

In den letzten paar Jahren hat sie Cowboy Dwight im Supermarkt gesehen, neben dem Haus ihrer Schwester und auf der

Rückbank ihres Wagens. Vor ein paar Monaten hatte Cowboy Dwight sogar einen kurzen Auftritt in der Rolle ihres Augenoptikers. Das ist also nichts Neues. Ihr Psychiater hat ihr gegen die Visionen ein paar Pillen verschrieben. Manchmal wirken die Pillen, manchmal nicht. Sie schließt die Augen. Sie muss nur bis fünf zählen, und Cowboy Dwight ist wieder verschwunden, wieder im Knast, wo er seine elf Jahre absitzt.

»Hast du mich vermisst?«, fragt er. Das ist allerdings neu; bisher hat die Vision nicht mit ihr gesprochen. Sie hat sich immer gefragt, was die Vision wohl sagen würde – vielleicht *Ich bin zurück, um zu beenden, was ich angefangen habe* oder *Ich werde dir wehtun*. Dazu ein paar Schimpfworte oder ein, zwei Sätze darüber, was er mit ihr anstellen, wie er sie zum Schreien bringen wird, dann *Jetzt mal ehrlich, es gefällt dir doch, oder, du Schlampe?* Als er nach dem Überfall zum ersten Mal bei ihr auftauchte, stürmte sie aus dem Zimmer und rief die Polizei. Die Beamten konnten nichts finden und versicherten ihr, dass Dwight im Gefängnis sei. Sie überprüften Fenster und Türen und mussten für sie im Gefängnis nachfragen, ob er noch dort sei. Beim zweiten Mal rief sie erneut die Polizei. Beim dritten Mal wurde ein Psychiater hinzugezogen.

Sie schließt die Augen. Atmet ein und wieder aus. Doch als sie die Augen öffnet, ist Cowboy Dwight immer noch da. Er trägt eine graue Hose und ein graues Hemd mit einem roten Logo darauf. Es dauert ein paar Sekunden, bis sie es erkennt – es ist das Logo von der Tankstelle, wo sie gerade war. In den anderen Visionen trug er immer die Jeans, die er anhatte, als er in ihr Haus einbrach. Dazu ein albernes schwarzes Hemd

mit orangefarbenen Flammen, die vom unteren Saum emporzüngelten, als stünde seine Taille in Brand. Aber er hat nie Kaugummi gekaut.

Ihr Herz beginnt zu rasen. So langsam zweifelt sie an ihrem Verstand.

Sie schließt erneut die Augen. »Eins.«

»Ich wette, du hast mich vermisst«, sagt er, und sie kann ihre Vision riechen, das Benzin auf ihrer Kleidung und ihren Kaugummi-Atem.

»Zwei.«

»Ich wette, du hast in den letzten fünf Jahren an nichts anderes gedacht. Tja, um ehrlich zu sein –«

»Drei.«

»Ich habe auch kaum an was anderes gedacht.« Er berührt mit den Fingern ihre Wange und lässt sie die Narbe hinuntergleiten, diese gottverdammte Narbe, die er ihr verpasst hat. Tja, Psycho-Doc, jetzt, wo die Visionen sprechen und sie berühren, braucht sie wohl ein paar stärkere Pillen.

»Vier.«

»Du hast dich gut angefühlt, Kelly. Echt gut. Ich habe die ganze Zeit gedacht, also, wenn ich einfach weitergemacht und dir das Messer tief zwischen deine hübschen Titten gerammt hätte, hättest du mich nicht verpfeifen können, und man hätte mich nie geschnappt.«

»Fünf«, sagt sie und lässt die Augen geschlossen.

»Der Knast bringt die Menschen dazu, Dinge zu bereuen«, sagt er. »Einige bedauern ihre Taten. Doch die meisten bedauern nur, dass sie geschnappt wurden. So wie ich, Kelly. Ich bedauere, dass ich geschnappt wurde.«

»Fünf!«, sagt sie, diesmal lauter. Sie öffnet die Augen. Die Pillen wirken nicht, denn Cowboy Dwight ist immer noch da. Sie kann die Mitesser auf seinen Nasenflügeln erkennen. Die Fältchen um seine Augen.

»Scher dich zum Teufel«, sagt sie, und das Selbstvertrauen, von dem sie dachte, sie hätte es nicht, und die Techniken, die sie im Selbstverteidigungskurs gelernt hat, sind plötzlich da. Sie macht einen Schritt zurück, wirft sich nach vorne und lässt ihre Faust durch die Luft sausen.

Ihre Vision von Dwight tritt zur Seite. Mit dem Handrücken wehrt sie den Schlag ab und holt dann selbst aus. Dwight trifft sie mit voller Wucht in der Magengrube. Kelly taumelt ins Badezimmer und gegen die Wanne. Um nicht hinzufallen, greift sie nach dem Duschvorhang. Zunächst hält er – doch dann reißt einer der Plastikringe, dann noch einer und noch einer, die Ringe fliegen durchs Zimmer. Kelly fällt in die Wanne und knallt mit dem Kopf gegen die Wand. Nicht so heftig, dass die Vision verschwindet, leider auch nicht so heftig, dass sie selbst das Bewusstsein verliert. Das heißt, es gibt kein Entkommen.

»Bitte«, sagt sie.

»Diesmal wird es anders laufen als beim letzten Mal«, sagt er. »Also, zunächst ändert sich nichts. Du machst schön mit, damit es keine Probleme gibt, das kennst du ja, aber die Sache hier wird völlig anders enden. Ich will, dass du mich diesmal nicht verpfeifst.«

»Bitte«, schreit sie. Er beugt sich zu ihr hinunter und zieht ihren Bademantel fort, dann sie ist nackt. Nackt, ausgeliefert und verwundbar, zu benommen, um sich zu wehren. Zu

verängstigt. Verdammt noch mal, warum zum Henker schafft sie es nicht, sich zur Wehr zu setzen? Er zerrt sie aus der Wanne und drückt ihr Gesicht gegen den Badezimmerboden, direkt in die Wasserlache von ihren Füßen.

»Sag, dass du mich vermisst hast.«

Sie kann nicht antworten. Weiß nicht, was sie sagen soll, selbst wenn sie könnte. Er schlägt ihr mit voller Wucht auf die Rückseite der Oberschenkel, und das Geräusch hallt wie ein Schuss durch das Badezimmer. Dann schlägt er erneut zu. Sie will nicht weinen. Er kann sich ihren Körper nehmen, ihr Leben beenden, aber sie wird vor ihm keine Tränen vergießen. Das ist vielleicht nicht viel, aber das ist alles, was sie hat. Sie. Wird. Nicht. Weinen.

Sie. Wird. Stark. Sein.

»Sag es«, sagt er.

»Nein.«

Sie hört das Klimpern seines Gürtels, und wie sein Hosenschlitz geöffnet wird. Sie wird das hier nicht überleben, diesmal nicht, und eigentlich will sie es auch gar nicht. C'est la vie. Sie schließt die Augen, und jetzt kommen die Tränen. Sie schluchzt auf die Fliesen, die kalten, feuchten Fliesen, die gegen ihren Körper drücken, und hofft, dass sie nichts mehr spürt, wenn das Ende kommt.

KAPITEL 2

Ich stecke gerade mitten in einem Traum, als mein Handy klingelt. Der Traum spielt in einem Kunstmuseum. Ich bin zwar noch nie in einem gewesen, aber ich kenne genug Filme über Kunstraube, um zu wissen, wie so ein Museum aussieht. Ich stehe in einem Raum mit gedämpfter Beleuchtung, diffus fällt das Sonnenlicht durch die Milchglasscheiben. Ich bin in Begleitung von Bridget, und wir unterhalten uns darüber, dass wir mit den Sachen hier nichts anfangen können. Wir kapieren es einfach nicht. Wir betrachten Skulpturen aus Heftpflastern und Leinensäcken und Gegenständen, die man sonst am Straßenrand liegen sieht. Typisch moderne Kunst, meint Bridget zu mir. Einige Arbeiten sehen aus, als wären sie in zehn Minuten angefertigt worden. Andere, als hätte man dafür ein ganzes Jahr gebraucht. Entweder man mag es, oder man mag es nicht, aber wenigstens sorgt das Zeug für Gesprächsstoff.

Eines der Kunstwerke klingelt. Ein Handy von der Größe eines Menschen – es wurde aus Wellblechplatten angefertigt, und die Tasten bestehen aus alten Bakelit-Telefonen, die aus einer Zeit stammen, als Telefone noch Wählscheiben und keine Tasten hatten und man Pornos auf Videokassetten schauen musste, weil das Internet noch Zukunftsmusik war. Die zwölf Apparate sind in drei Viererreihen angebracht, sodass ich nicht weiß, welcher von ihnen klingelt. Ich nehme ein Telefon nach dem anderen ab und höre jedes Mal nur das Freizeichen. Mit jedem Auflegen verschwindet die Kunstwelt

ein Stück mehr, bis nur noch ein Telefon übrig bleibt. Mein Telefon, das auf dem Nachttisch meines Schlafzimmers liegt. Hier gibt es keine Kunst. Es ist Samstagmorgen, und obwohl es erst halb acht ist, flutet Licht durch das Zimmer, denn in einer Woche ist Dezember – und damit Sommeranfang und in einem Monat Weihnachten. Ich schätze, irgendwas ist immer.

Wie stets in letzter Zeit schläft Bridget tief und fest. Alle zwölf Telefone aus meinem Traum – dreizehn, wenn man das große, an dem sie befestigt sind, mitzählt – könnten in diesem Zimmer sein und klingeln, sie würde es nicht hören. Jeden Morgen, wenn ich vor ihr aufstehe, habe ich Angst, dass sie wieder ins Wachkoma gefallen ist. Sie hat fast drei Jahre lang im Wachkoma gelegen, bis etwas in ihrem Innern wieder zum Leben erweckt wurde.

Ich weiß, warum man mich anruft. So früh ruft keiner an, wenn er gute Neuigkeiten hat. Im Display erscheint der Name von Detective Inspector Rebecca Kent. Meine Partnerin. Seit vier Wochen arbeiten wir jetzt zusammen, seit wir beide in den Polizeidienst zurückgekehrt sind. Wir kennen uns bereits von früher.

»Habe ich dich geweckt?«, fragt Kent.

Ich setze mich auf die Bettkante. »Ich habe von moderner Kunst geträumt.«

»Träumst du an deinen freien Tagen immer von moderner Kunst?«, fragt sie.

»Hin und wieder.«

»Hattest du schon mal einen Traum, in dem du es dir leisten konntest, eines der Kunstwerke zu kaufen?«

»Ich arbeite daran«, sage ich.

»Das nächste Mal, wenn du schläfst, nimm doch Bestechungsgeld an. Wie auch immer, rate mal, warum ich anrufe.«

Ich ziehe die Schultern hoch, versuche, sie zu lockern. Es knackt. Zurzeit knackt immer irgendwas. »Um mir zu sagen, dass ich mir ein schönes Wochenende machen soll.«

»Versuch's noch mal«, sagt sie.

»Um mir zu sagen, dass du mich in dreißig Minuten abholst.«

»Knapp daneben«, sagt sie. »Ersetz *dreißig* durch *zwanzig*, dann hast du's. Wir gehören zum Team.«

»Zu welchem Team?«, frage ich.

»Zum Selbstmord-Team.«

»Bringen wir uns heute um?«

Sie lacht. »Bringen wir uns nicht tagtäglich im Dienst der Stadt um?«

»Allerdings.«

»Und heute wird es nicht anders sein. Wir haben es mit einem Selbstmord zu tun. Erinnerst du dich an einen Kerl namens Dwight Smith?«

Ich weiß, dass ich den Namen schon mal gehört habe, aber es ist zu früh am Morgen, um mich zu erinnern, wann. Hätte ich einen Kaffee oder ein besseres Gedächtnis, würde es mir vielleicht einfallen. Seit ich im Koma lag, ist mein Gedächtnis etwas lückenhaft. Ich fasse mir an den Kopf, dorthin, wo ich vor einer Weile einen Schlag abbekommen habe. Vor sechs Monaten, als ich im Begriff war, wieder in den Polizeidienst zurückzukehren, wurde ich wegen einer schweren Kopfverletzung ins künstliche Koma versetzt. Ich verfolgte die Spur

eines Serienmörders, der schneller war als ich. Er schlug mir mit einem Glasgefäß so fest auf den Schädel, dass es zersplitterte. Aber das war nur der Anfang. Einen Monat später setzte es erneut Schläge, von einem anderen Mörder, der mich genauso wenig mochte. All die Schläge auf den Schädel haben mich schließlich nach Koma-City befördert, wo ich dann mehrere Monate verbrachte. Vor der Verletzung habe ich drei Jahre lang nicht für die Polizei gearbeitet.

»Ich bin mir nicht sicher. Aber ich schätze, du wirst mir alles über ihn erzählen.«

»Erinnerst du dich an Kelly Summers?«

Ich denke ein paar Sekunden nach. »Vage.«

Sie gibt mir eine zwanzigsekündige Kurzfassung von dem, was Dwight Smith Kelly Summers vor fünf Jahren angetan hat, dann meint sie, dass sie bald bei mir ist. »Ich bringe Kaffee mit«, sagt sie, was den Morgen in einem freundlicheren Licht erscheinen lässt. Er muss auch freundlicher werden – denn als Nächstes teilt sie mir mit, dass die Leiche in ein Dutzend Stücke gerissen wurde.

Ich gehe ins Badezimmer. In den letzten Monaten habe ich das bekommen, was ich *Altherrenknie* nenne. Jeden Morgen sind sie dick und geschwollen, und beim Laufen tun sie etwa eine halbe Stunde lang ein wenig weh. Nächstes Jahr werde ich vierzig, und die Altherrenknie erscheinen mir wie ein böses Omen. Ich bleibe zwei Minuten unter der Dusche und wasche meine anderen Altherrenteile. Als ich aus der Dusche trete, sehe ich, dass das Bett leer ist, und kann Bridget in der Küche hören. Ich nehme meinen Anzug aus dem Kleiderschrank und frage mich, ob ich mir je ein Modell leisten kann,

das mehr als zweihundert Dollar kostet. Ich schätze, dass ich das könnte, würde ich Kents Vorschlag beherzigen und in meinen Träumen Bestechungsgelder annehmen. Ich gehe in die Küche, und es bricht mir fast das Herz. Bridget macht Frühstück, auf dem Tisch stehen drei Schüsseln – eine für mich, eine für sie, eine für unsere Tochter Emily. Bridget hat das Haar zu einem Pferdeschwanz hochgebunden, der knapp bis über ihre Schultern reicht. Es ist noch genauso blond wie bei unserer ersten Begegnung und genauso gewellt; momentan hat sie es meist nach oben gesteckt. Sie ist siebenunddreißig, zwei Jahre jünger als ich, aber sie wirkt insgesamt jünger. Trotz allem, was wir durchgemacht haben, trotz allem, was ihr Körper nach dem Unfall durchgemacht hat, sieht sie aus wie dreißig. Das sind die Gene; ihre Mom sieht zwanzig Jahre jünger aus, als sie ist. Bridget dreht sich zu mir um und lächelt, mit diesem ansteckenden Lächeln, das auf andere Menschen eine entwaffnende Wirkung haben kann, mit einem Lächeln, bei dem andere Männer schon mal einen flüchtigen Blick auf Bridgets Ringfinger werfen, um zu sehen, ob sie verheiratet ist. Ich schätze, jeder Mann träumt davon, mit einer schönen Frau zusammen zu sein. Ich lebe diesen Traum. Der Toast springt heraus, Bridget dreht sich um und befördert die Scheiben auf ein Brettchen; sie lässt sie rasch wieder los, denn sie sind heiß, dann fängt sie an, sie mit Butter zu bestreichen. Ich gehe zu ihr und lege von hinten meine Arme um sie.

»Morgen«, sage ich und küsse ihren Nacken.

»Morgen«, sagt sie und fragt:

»Das war Schroder, nicht wahr?«

Schroder. Die Schüssel für Emily. Vor zwei Wochen ist das

zum ersten Mal passiert. »Nein«, sage ich. »Das war Detective Kent.«

»Kent? Den kenne ich nicht.«

»Sie.«

»Ist sie neu?«

»Sie ist letztes Jahr von Auckland hierher versetzt worden.«

Bridget streicht weiter den Toast. »Sieht er schlimm aus? Der Tote, den man gefunden hat? Deswegen hat sie doch angerufen, oder?«

Ich antworte nicht. Ich lasse sie los, trete zum Kühlschrank, nehme den Orangensaft heraus und schenke jedem von uns ein Glas ein. Bridget legt das Messer hin und dreht sich zu mir um. »Was ist los? Du wirkst plötzlich so traurig.«

»Ich arbeite nicht mehr mit Schroder zusammen.« Ich erzähle ihr nur die leichtverdaulichen Neuigkeiten und hoffe, der Rest fällt ihr wieder ein, ohne dass ich es ihr im Einzelnen erklären muss. Aber das wird wahrscheinlich nicht passieren. Als sie aus dem Koma erwachte, konnte sie sich vier Wochen lang an absolut nichts erinnern und wusste kaum, wer sie war. Bridget kam an dem Tag zu sich, an dem ich ins Koma fiel. Wir waren beide nur ein paar Minuten zur gleichen Zeit wach. Wir waren wie zwei Schiffe, die in der Nacht aneinander vorbeiziehen. Ich weiß noch, dass mir der Arzt, bevor ich selbst ins Koma fiel, erklärte, dass Bridget aufgewacht sei und dass es ein Problem gebe. Danach erinnere ich mich an nichts mehr.

»Nicht?«, fragt sie.

»Er arbeitet nicht mehr für die Polizei.«

Sie runzelt ein wenig die Stirn. »Seit wann?«

»Seit ein paar Monaten.«

»Warum hast du mir davon nicht erzählt? Hat Kent seinen Posten übernommen? Ist sie deine neue Partnerin?«

»Außerdem machst du Frühstück für Emily«, sage ich und beschließe, sie bezüglich Schroder nicht auf den neuesten Stand zu bringen. Er arbeitet nicht mehr für die Polizei, weil er gefeuert wurde. Und er wurde gefeuert, weil er eine unmögliche Entscheidung treffen musste.

Sie schüttelt ein wenig den Kopf und schenkt mir ein schwaches Lächeln. »Natürlich mache ich Frühstück für sie. Ich gehe nachher mit ihr ins Kino. Schade, dass du nicht mitkommen kannst. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet. Warum hast du mir nicht von Kent erzählt? Ist sie attraktiv?«

Vier Wochen nachdem Bridget das Land der Lebenden betreten hatte, kehrte ihre Erinnerung zurück. Außer an die wenigen Stunden vor und während des Unfalls. Vor zwei Wochen fingen dann die Probleme an. Kleine Probleme. Schmerzhafte Probleme. Meine Frau wacht manchmal am Morgen des Unfalls auf und glaubt, dass alles so ist wie vor drei Jahren. Es sind Ferien, sie geht mit Emily ins Kino, und Schroder ist immer noch mein Partner. Die Welt hat sich für sie nicht weitergedreht.

Heute ist es zum dritten Mal passiert.

Ich gehe einen Schritt vor und nehme ihre Hände. Sie neigt ihren Kopf ein wenig und runzelt die Stirn. »Was willst du mir sagen?«, fragt sie.

»Emily ist nicht mehr hier«, erkläre ich ihr.

Sie runzelt noch stärker die Stirn. Das Zimmer duftet nach Kaffee und Toast, und ich kann das Ticken der Uhr an der

Küchenwand hören, während sich die einzelnen Sekunden unnatürlich in die Länge ziehen – tick ... tick ... tick.

»Was soll das heißen? Es ist ...« Sie wirft einen Blick zur Mikrowelle. »Es ist zwanzig vor acht. Wo sollte sie sonst ... sollte sie sonst ...« Sie stockt. Ihre heile Welt bekommt kleine Risse. Ich kann sehen, wie es ihr allmählich dämmert. »Oh, ich mache schon wieder was Dummes«, sagt sie, dann wendet sie sich von mir ab. Sie nimmt erneut das Messer und buttert den Toast. »Ich komme mir so blöd vor«, sagt sie mit leicht zitternder Stimme.

»Bridget ...«

Sie legt das Messer hin, bringt den Toast zum Tisch und setzt sich. »Sie wird vor einer Stunde nicht aufwachen. In den Ferien steht sie nie vor acht auf. Keine Ahnung, warum ich ihr so früh was zu essen gemacht habe. Ich hoffe nur ... Ich hoffe nur, dass so was nicht noch mal passiert. Es ist, als würden die blinden Flecken in meinem Gedächtnis ständig hin und her wandern.«

»Bridget«, sage ich, setze mich neben sie und nehme ihre Hände. Halte sie fest umklammert. »Emily ist nicht hier, weil sie gestorben ist. Sie ist vor drei Jahren bei dem Unfall, bei dem du verletzt wurdest, gestorben.«

Ihre Gesichtszüge verhärten sich, und sie versucht ihre Hände fortzuziehen, aber ich halte sie fest. »Das ist nicht lustig«, sagt sie. »Warum bist du so grausam? Warum bist ...«

»Bridget –«

»Warum sagst du so etwas, Theodore?«, fragt sie.

»Schatz –«

»Warum?«, fragt sie und fängt an zu weinen. Die Risse in

ihrer Welt werden größer. Ich ziehe sie näher zu mir heran. »Warum?« Sie beginnt zu schluchzen und legt ihre Arme um meinen Hals. »Sie fehlt mir.« Ihre Tränen laufen meinen Hals hinunter und durchnässen meinen Hemdkragen. »Sie fehlt mir so sehr.«

»Ich weiß«, sage ich. »Sie fehlt mir auch. Es tut mir so leid.«

»Es war meine Schuld. Ich hätte sie nicht mitnehmen dürfen, wir hätten zu Hause bleiben sollen, wir hätten –«

»Es war nicht deine Schuld.«

»Ich kann mich an nichts erinnern.« Alles, woran sie sich offensichtlich erinnert, ist das, was ich ihr erzählt habe: dass ein betrunkenener Autofahrer über den Parkplatz eines Einkaufszentrum fuhr, als Emily und sie dort gerade entlangliefen. Ein Fahrer, den man bereits mehrfach betrunken hinterm Steuer erwischt hatte, der seinen Führerschein verloren und bereits eine ganze Latte Geldstrafen bezahlt hatte, ein Fahrer, den die Gerichte immer wieder hinterm Steuer ließen, als hätte man einem Gangmitglied eine geladene Pistole in die Hand gedrückt und seiner Wege ziehen lassen. Der betrunkenene Fahrer hieß Quentin James, und sein Weg führte ihn direkt in meine Frau und meine Tochter.

Bridget weiß, dass der Mann verschwunden ist, aber sie weiß nicht, dass ich dafür verantwortlich bin. Ich bin mit ihm in den Wald gefahren. Während Bridget im Wachkoma lag, habe ich ihr davon erzählt. Ich habe ihr stets von den Ereignissen des Tages berichtet. Habe ihr meine Sünden gebeicht. Jetzt tue ich das nicht mehr.

Ich halte sie fest. Auch noch, als ich draußen einen Wagen

vorfahren höre. Kent drückt kurz auf die Hupe. »Ich kann auch bleiben«, sage ich zu Bridget.

»Nein«, sagt sie. »Mir geht's gut. Ehrlich.«

»Es tut mir so leid«, sage ich.

»Es ist nicht deine Schuld«, sagte sie, aber irgendwie kommt es mir so vor. Ich hätte meine Familie beschützen müssen.

»Ich komme schon klar. Schieb ab und rette die Welt, Teddy.« Sie ist die einzige Person, die mich je so genannt hat. Nicht mal meine Mutter hat das getan. »Geh da raus, und sorg dafür, dass nicht noch mehr Mädchen wie Emily zu Schaden kommen.«

Ich gebe ihr einen Abschiedskuss, und sie bringt mich zur Tür. Sie winkt in Detective Kents Richtung, denn jetzt erinnert sie sich wieder an sie, und Kent winkt zurück.

»Du siehst beschissen aus«, sagt Kent, während ich in den Wagen steige.

»Ich hatte einen heftigen Morgen.«

»Gleich wird's noch heftiger«, sagt sie, dann legt sie den Gang ein. Bridget winkt uns immer noch zu, als wir uns vom Haus entfernen.

KAPITEL 3

Das Opfer wurde doch nicht in ein Dutzend Stücke gerissen, sagt Rebecca. Nicht ganz. Wahrscheinlich macht es keinen großen Unterschied, wenn man selbst derjenige ist, der in verschiedene Säcke gestopft wird. Aber bis wir am Tatort sind, dauert es noch ein wenig – zwanzig oder dreißig Minuten.

Jetzt gerade fahren wir mit dem Wagen durch die Vororte. Im Innern duftet es nach Kaffee. Ich werfe meine Jacke über die von Rebecca auf dem Rücksitz. Vorerst gibt es kein Blut, nur die Sonne und eine frische Brise. Und zwei Leute in einem Auto.

Es ist noch nicht richtig Sommer, sodass es um acht Uhr morgens noch recht frisch ist. In einem Monat werden wir nach dem Aufstehen bereits über zwanzig Grad haben, dazu ein laues Lüftchen, und nach dem Mittagessen herrscht Sonnenbrandgefahr. Anfang Dezember wirken die Vormittage wärmer, als sie tatsächlich sind. Die tiefstehende Sonne funkelt hell, der Himmel leuchtet blau, und trotzdem sind es nur knapp zehn Grad. Es nervt, das Wetter, denn man glaubt, dass man keine Jacke braucht, doch ohne ist es zu kalt und mit zu warm.

Rebecca ist nur etwas kleiner als ich, aber sehr viel sportlicher. Würde sie an einem vorbeijoggen, würde man ihr die ganze Zeit auf den Körper starren. Sie hat schwarzes schulterlanges Haar und hellblaue Augen und ist eine jener Frauen, denen man in den Abgrund der Hölle folgen würde, nur um sie lächeln zu sehen. Doch vor fünf Monaten hat eine Explosion ihr all das genommen – bekanntlich verwandeln Explosionen hübsche Menschen in sehr viel weniger hübsche Menschen, und genau das ist Kent passiert. Sie wurde von Christchurch nach Auckland, wo sie zehn Jahre im Polizeidienst tätig war, und dann vor ein paar Monaten nach Christchurch zurückversetzt, um hier für das Gute zu kämpfen und einen unserer ermordeten Detectives zu ersetzen. Dann hätte der Kampf für das Gute in Christchurch sie fast umgebracht. Sie wäre

beinahe von einer Autobombe zerfetzt worden. Das war direkt zu Beginn des Prozesses gegen den Schlächter von Christchurch. Auf dem Parkplatz des Gerichtsgebäudes, zu dem man den Schlächter gebracht hatte, kam es zu einer Schießerei. Das war Teil eines Ablenkungsmanövers. Teil zwei folgte ein paar Minuten später, als eine Ladung Sprengstoff in Schroders Auto explodierte, während Kent und Schroder das Weite suchten. Kents Brust wurde von Metall- und Glassplittern getroffen, ein Lungenflügel durchbohrt, ihr linkes Trommelfell zerfetzt, und zwei ihrer Gelenke wurden ausgelenkt. Das meiste davon ist nicht zu sehen: Entweder handelt es sich um innere Verletzungen, oder sie werden von der Kleidung verdeckt. Außer die Narbe in ihrem Gesicht. Sie trägt sie wie ein Ehrenabzeichen. Die Narbe ist über einen halben Zentimeter dick und verläuft in einer s-förmigen Linie von ihrem rechten Ohr bis zur Unterseite ihres Kiefers. Sie ist leicht gezackt und sieht aus, als hätte sich direkt unter ihrem rechten Ohr ein Angelhaken verfangen und irgendjemand so lange daran gezogen, bis er sich seitlich durch ihr Gesicht gepflügt hat.

Beide versuchen wir, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Beide versuchen wir, den Blick nach vorne zu richten.

Wir verzichten auf Small Talk. Denn wir haben gerade fünf Tage zusammengearbeitet, und es sieht ganz so aus, als würden wir am Wochenende ebenfalls arbeiten. Kent steigt direkt mit den Einzelheiten ein. Erzählt mir, was mich erwartet. Erzählt mir, dass der Gerichtsmediziner keine vollständige Leiche zu Gesicht bekommen wird. Ich habe schon öfter zerfetzte

Leichen gesehen, Leichen, die man in Eimer stopfen musste, Leichen, an denen Körperteile fehlten, die nie wieder aufgetaucht sind. Ich habe also eine genaue Vorstellung von dem, was mich erwartet.

Auf meinem Schoß liegt die Dwight-Smith-Akte. Was drinsteht, ist furchtbar, aber das sind solche Akten immer. In den Akten der Dwight Smiths dieser Welt gibt es keinen Lichtblick. Obwohl es nicht mein Fall war, kann ich mich noch an einiges erinnern, anderes habe ich vergessen. Ich weiß noch, dass es einer dieser Fälle war, bei dem man den Täter am liebsten eigenhändig unter die Erde gebracht hätte. Eine Menge Fälle haben solche Gefühle in mir ausgelöst – die Dwight Smiths dieser Welt. Vor fünf Jahren genehmigte sich dieser spezielle Dwight Smith ein paar Whiskeys, rauchte etwas Gras, schleppte sich an einem Freitagabend um acht Uhr abends zum Nachbarhaus – das Haus einer gewissen Kelly Summers – und ließ all seine Wut auf die Welt an ihr aus. Er war wütend, weil er seinen Job verloren hatte. Wütend, weil seine Freundin drei Tage zuvor mit ihm Schluss gemacht hatte. Wütend, weil er sich die Drogen, die er kaufen wollte, nicht leisten konnte. Wütend, weil er am Morgen einen platten Reifen gehabt und nach dem Wechseln am Nachmittag schon wieder einen Platten hatte. Diese Wut schleppte er mit sich, drei Türen weiter die Straße hinunter, und richtete sie gegen Kelly Summers, indem er sie brutal vergewaltigte und beinahe umbrachte. Irgendetwas hielt ihn jedoch davon ab, diesen nächsten Schritt zu tun. Bestimmt nicht, dass er Skrupel hatte, eine Grenze zu überschreiten. Wer eine Frau vergewaltigt und aufschlitzt, macht sich keine Gedanken wegen irgendwelcher Grenzen.

Smith war niemand, der sich wegen so etwas den Kopf zerbrach. Wie sich herausstellte, war er jemand, der wegen guter Führung nur die Hälfte seiner Strafe abgessen hatte.

In der Akte findet sich ein Foto von Kelly Summers, aufgenommen drei Tage nach dem Überfall. Sie wirkt resigniert. Über ihre linke Gesichtshälfte verläuft eine gezackte Narbe, geschwollen und violett angelaufen, und die Fäden, die sie zusammenhalten, wirken zu groß, so wie die Fäden an einer Stoffpuppe. Abgesehen davon, dass Smith sich im Knast gut benahm, war er ein Beißer. Überall auf ihrem Hals und ihrer Brust hat er Bissspuren hinterlassen.

Wir erreichen den Rand der Innenstadt. Zwischen den grauen Gebäuden verlaufen schnurgerade graue Straßen und bilden ein Schachbrettmuster. Heute Morgen ist es bewölkt. Müsste man Christchurch mit einem einzigen Wort beschreiben, würde man es wohl als *grau* bezeichnen. Wo man auch hinschaut – verschiedene Abstufungen von Grau. Abgesehen von den Autos und den Menschen. Da sind bunte Fahrzeuge, bunte Klamotten und vereinzelt ein paar grüne Flecken, wenn ein Baum vorbeiwischt. Wir fahren durch die Stadt und auf der anderen Seite wieder hinaus, dann weiter Richtung Westen. Auf Geschäfte und Outlet-Läden folgen Tankstellen und Industriegebäude, dann Wohngebiete und schließlich Weideflächen und Farmhäuser. Wir fahren Richtung Gefängnis, was jedes Mal unangenehme Erinnerungen in mir wachruft. Letzten Sommer habe ich vier Monate dort verbracht und mit den Wänden aus Betonschalstein Bekanntschaft gemacht, nachdem ich im Winter zuvor mit meinem Wagen betrunken über eine rote Ampel gefahren war. Ich arbeitete damals als

Privatdetektiv an einem Fall, der aus dem Ruder lief, und griff deswegen zur Flasche, was dazu führte, dass ich mit meinem Wagen in ein anderes Auto krachte und fast die junge Frau hinterm Steuer getötet hätte. Das war mein absoluter Tiefpunkt. Ich war wie jener Mann geworden, der mir meine Tochter genommen hatte. Ich schäme mich immer noch dafür. Auch nachdem wir das Gefängnis hinter uns gelassen haben, bleiben die unangenehmen Erinnerungen in meinem Kopf.

So ein Selbstmord ist eine heftige Sache. Und traurig – nicht wie ein Mord, sondern auf andere Art traurig, auf eine Art, die mir nahegeht. Frauen nehmen oft Pillen, aber Männer ... Männer sind zu allem fähig. Ich habe Männer gesehen, die sich mit einer Motorsäge den halben Kopf abgesägt haben, Männer, die sich einen Schraubenzieher in den Hals gerammt haben, Männer, die sich immer wieder mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen haben. Die Baumärkte verdienen gut an Selbstmorden. Vor drei Jahren, als meine Tochter starb und es so aussah, als würde meine Frau ebenfalls sterben, wurde ich, wie diese Leute, ebenfalls von finsternen Gedanken heimgesucht. *Komm, Tate*, flüsterten sie mir zu. *Tu der Welt einen Gefallen. Wie wär's, wenn wir drei, du, ich und deine Pistole, uns in ein kleines Abenteuer stürzen?*

Fünf Minuten nachdem wir das Gefängnis passiert haben, meldet sich das GPS zu Wort und fordert Kent auf, an der nächsten Straße links abzubiegen. Zu beiden Seiten erstrecken sich Farmgelände und sonst kaum etwas anderes. Offensichtlich muss man weit fahren, um sich umzubringen. Es sei denn, Schafe, Kühe und Weizen sind das Letzte, was man sehen will.

Wir biegen nach links, und zwei Minuten später kommen wir an einen Bahndamm. Dort herrscht geschäftiges Treiben, was bei einem Todesfall mit Zugbeteiligung normal ist – es stehen dort jede Menge Polizeiautos, ein Krankenwagen und Mitarbeiter der Eisenbahngesellschaft. Allerdings keine Journalisten. Noch nicht. Ein Selbstmord hat keinen Nachrichtenwert, außer bei Prominenten. Detective Inspector Hutton steht oben neben den Gleisen. Der Tatort erstreckt sich über ungefähr vierhundertfünfzig Meter. Er ist mit einem Band abgesperrt. Wir steigen aus dem Wagen. Die Temperatur ist erneut um ein halbes Grad gestiegen, trotzdem ziehe ich meine Jacke über. Wir tauchen unter dem Absperrband hindurch. Früher hätte jeder echte Kerl sich nach Kent umgedreht, ihr zugelächelt und sich überlegt, wie er ein Date mit ihr kriegen kann. Doch seit der Explosion läuft sie wie ein Geist zwischen den Männern hindurch, während sie sich größte Mühe geben, so zu tun, als würden sie die Narbe in ihrem Gesicht nicht bemerken.

Die Bahngleise verlaufen von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten, wenn für einen das Glas eher halb leer ist. Das dünne hohe Gras, das büschelweise neben dem steinigen Damm wächst, ist trocken; es ist jene Sorte Gras, die zu jeder Jahreszeit trocken wirkt und die man auf keinem Rasen findet, Unkraut eben. Es erstreckt sich bis zum Rand der Steine, die zu einem einen Meter hohen Bahndamm ansteigen. Einige Steine sind voller Ölflecken, einige voller Schmierfett, einige voller Vogelscheiße. Und einige sind jetzt voller Blut.

Detective Inspector Wilson Q. Hutton kommt den Damm herunter auf uns zu; er hat die Arme ausgebreitet, um das Gleichgewicht zu halten. Während ich im Koma vor mich

hin dämmerte, hat sich die Welt kaum verändert, aber einiges eben doch. Vor sechs Monaten hatte Hutton fast fünfundsechzig Kilo Übergewicht, und es schien, als würde ein Cheeseburger reichen, um sein Herz und die benachbarten Organe von ihrem Leid zu erlösen. Man setzte ihm ein Ultimatum – nehmen Sie ab, oder Sie verlieren Ihren Job. Als ich ihn vor einem Monat wiedertraf, hatte er gut fünfzig Kilo abgenommen, und er nimmt weiter ab. Er lächelt uns an. Früher hat er nie gelächelt. Es steht ihm gut. Wenn er hier draußen ist, heißt das, dass es bei diesem Fall um mehr geht, als wir zunächst angenommen haben.

»Es gibt zwei wahrscheinliche Szenarien«, sagt er. »Erstens, Dwight Smith hat sich auf die Gleise gelegt und vom Zug in alle Winde zerstreuen lassen.«

Ich schaue mich um, und tatsächlich liegt hier einiges herum, das wohl zu Dwight Smith gehört. Jede der Fundstellen ist mit einem Fähnchen markiert, das neben dem Körperteil im Boden steckt. Nach einer kurzen Zählung komme ich auf neun Teile. »Und zweitens?«, frage ich.

»Zweitens, jemand anders hat ihn auf die Gleise gelegt. Das Opfer hat vor fünf Jahren eine Frau vergewaltigt, und vor zwei Wochen wurde es aus der Haft entlassen. Es sieht zwar aus wie ein Selbstmord, aber der Zeitpunkt wirft Fragen auf.«

»Hätte Dwight Smith sich umgebracht, hätte er das bei seinem Haftantritt getan und nicht nach seiner Entlassung«, sage ich.

»Genau.« Hutton fummelt am Bund seiner Hose herum. Sie sitzt ein wenig locker. Vielleicht hat er auf der Fahrt hierher abgenommen.

»Und wir wissen mit Sicherheit, dass es sich um Smith handelt?«, fragt Kent.

»Die Lohnabrechnung in seiner Tasche deutet darauf hin, allerdings haben wir weder eine Brieftasche noch einen Ausweis gefunden. Der Wagen«, Hutton deutet mit dem Kopf auf das verlassene Auto, das knapp zehn Meter entfernt steht, »gehört Ben Smith, Dwight Smiths jüngerem Bruder.«

»Es könnte also auch Ben Smith sein?«, frage ich.

Hutton schüttelt den Kopf. »Als Smith vor zwei Wochen entlassen wurde, fand er Arbeit in einer Tankstelle, und die Leiche hier trägt die entsprechende Arbeitskleidung.«

»Es könnte also auch irgendetwas anders von der Tankstelle sein.«

»Schon möglich«, sagt Hutton, »wenn er Smiths Lohnabrechnung in seine Tasche gesteckt und seinen Wagen geliehen oder gestohlen hat. Jedenfalls haben wir von der Hand, die wir finden konnten, Fingerabdrücke genommen, und inzwischen ist ein Beamter auf dem Weg in die Stadt. Wir werden es bald wissen.«

»Die Hand, die ihr finden konntet?«, frage ich.

»Wir haben alles gefunden, bis auf seine rechte Hand«, sagt Hutton und deutet mit dem Kopf auf die roten Fähnchen. »Entweder liegt sie noch irgendwo, oder ein streunender Hund ist damit abgehauen.«

»Habt ihr den Bruder angerufen?«, frage ich.

»Nein. Das überlasse ich Ihnen«, sagt er, »aber erst, wenn wir die Identität des Toten kennen. Sobald wir die Bestätigung haben, dass es sich um Smith handelt, müssen wir seine Familie und seine ehemaligen Zellengenossen befragen. Wir

müssen mit jedem sprechen, der ihn kannte. Wenn sich jemand im Knast umbringt, leuchtet das ein, aber kurz nach der Entlassung – das ist ungewöhnlich. In den vergangenen zwei Wochen hat Smith für den Mindestlohn als Tankwart gearbeitet. Er hat sich unauffällig verhalten. Offensichtlich hat der Zugführer den Körper nicht gesehen und gar nicht mitgeteilt, dass er etwas überfahren hat. Ein Bursche, der Kühe von da«, er deutet auf eine Weide jenseits der Gleise, die durch den Damm teilweise verdeckt ist, »hier rübertreibt«, er zeigt auf eine Weide diesseits der Gleise, »hat die Leiche gefunden. Zumindest den größten Teil davon. Der letzte Zug in der Nacht fuhr um halb zwei, ein Güterzug Richtung Christchurch. Die Gerichtsmedizinerin ist inzwischen unterwegs, und ein Team von Forensikern hat sich aufgemacht, um die Loks der letzten paar Züge auf Blutspuren zu untersuchen, damit wir wissen, welcher ihn überfahren hat.«

Ein weiterer Wagen fährt vor, und ein Typ in Anzug und hellgrüner Sicherheitsweste, der offensichtlich für die Bahn arbeitet, steigt aus; er wirkt fahrig und nervös. Für drei Sekunden lässt er seinen Blick über den Tatort wandern, um herauszufinden, wer hier die Verantwortung hat. Dann kommt er auf uns zu. Aber er schafft es nicht weit, denn einer der Polizeibeamten hält ihn zurück. Nach einer kurzen Diskussion bringt man den Mann schließlich zu uns herüber.

Ich kletterte die Steine zu den Gleisen hinauf, und meine Altherrenknie stöhnen auf. Der Typ in der Weste tritt zu Hutton und Kent, und sie reden über Züge und Zeiten und über Fahrpläne. Selbstverständlich musste nach dem Fund der Leiche der Bahnverkehr auf der Strecke vorübergehend

eingestellt werden. Der Typ in der Weste will die Sache beschleunigen, sagt immer wieder *Zeit ist Geld* und schlägt, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, mit dem Handrücken mehrfach in seine Handfläche. »Das ist doch Scheiße«, sagt er. »Irgendein Arschloch wirft sich vor den Zug, und jetzt bin ich derjenige, dessen Tag total im Arsch ist. Sagen Sie mir, wo da der Sinn liegt?«

Also versucht Hutton es ihm zu erklären. Ich bin einfach nur froh, dass ich mit dem ganzen Streit nichts zu tun habe. Verspätete Züge gehören zum Leben wie Leute, die sich davorwerfen. Wir haben in so einem Fall immer von einem spontanen Selbstmord gesprochen. Vielleicht war Dwight Smith nicht nur ein vorbildlicher Häftling und ein Mann, der keine Grenzen kannte, sondern auch der spontane Typ.

Polizeibeamte laufen die Gleise auf und ab und suchen nach der fehlenden Hand. Aufgrund der Blutspritzer kann man die Stelle des Zusammenpralls ziemlich gut ausmachen. Der Zug hat Smith mit hundertzwanzig, hundertdreißig Stundenkilometern erfasst, sodass sein Körper in eine Salve Fleischgeschosse verwandelt wurde und das Blut in sämtliche Richtungen spritzte, als hätte man mit einem Baseballschläger eine Wasserbombe getroffen. Auf den Schienen wirkt das Blut wie Rost, auf den dicken Holzschwellen wie Öl und auf den Steinen wie Blut. Smiths Überreste liegen alle in der Nähe, das heißt, der Großteil seines Körpers, von dem ein Arm und unterhalb der Knie beide Beine abgetrennt wurden. Der Körper ist voller Dreck und Schmierfett, es kleben ein paar abgeknickte Löwenzahnblüten daran, und er ist fast vollständig von der Tankstellenuniform bedeckt. Bei dem Anblick wird mir schlecht.

Ich gehe fünfzig Meter die Gleise entlang. Direkt auf den Schwellen. Die Aussicht vor mir unterscheidet sich kaum von der Aussicht hinter mir. Unkraut und Schienen. Eine Straße und Farmgelände, in der Ferne ein paar marode Farmgebäude. Der einzige wirkliche Unterschied sind der Schattenwurf und die Zahl der Körperteile. Ich gehe noch fünfzig Meter weiter. Dort ist kein Blut zu sehen. Also drehe ich mich um und laufe wieder zurück. Alle zwanzig bis dreißig Sekunden werfe ich einen Blick über die Schulter, für den Fall, dass ein Zug in meine Richtung rast – obwohl ich ihn spüren und hören könnte und die Leute mir Warnungen zurufen würden. Trotzdem schaue ich mich um, als wäre ich ein Kind, das nachts über den Friedhof rennt. Ich stelle mir vor, wie Dwight Smith auf den Schwellen liegt und die Schienen vibrieren, als wären sie an einen Atomreaktor angeschlossen. Er hat sich nicht auf das Licht *zubewegt*, das Licht kam *auf ihn zu*. Weiter vorne gönnen sich Kent und Hutton eine Auszeit von ihrem Gespräch mit dem Bahnheini. Hutton und der Bahnheini telefonieren, während Kent, ihre Hände in den Taschen, wartet. Keine Ahnung, warum, aber ich winke ihr kurz zu, sie lächelt und winkt unauffällig zurück. Wie lange ist es her, dass wir uns zuletzt gesehen haben? Zwei Minuten?

Ich verlasse die Gleise und schleppe meine Altherrenknie zu dem Wagen, den Dwight sich geliehen hat. Es handelt sich um einen ramponierten Kombi, der laut Aufkleber der Zulassungsstelle auf der Windschutzscheibe fünfzehn Jahre alt ist. Er sieht aus, als hätte man ihn nur unter der Bedingung zugelassen, dass er nie gewaschen wird. Die ganze Karosserie ist voller Kratzer und Beulen, im Lack sind Löcher vom Kies und

in der Windschutzscheibe winzige Risse. Die Reifen sind abgefahren, auf einem ist kaum noch Profil. Selbst die Plüschwürfel, die vom Rückspiegel baumeln, sind von der Sonne ausgebleichen und einige der Punkte verschwunden.

Ich ziehe ein Paar Latex-Handschuhe an. Die Fahrertür ist nur angelehnt, sodass die Innenbeleuchtung wahrscheinlich die ganze Nacht an war. Die Batterie ist bestimmt leer, doch ich verzichte darauf, meine Vermutung zu überprüfen. Die Schlüssel stecken im Zündschloss. In Kürze wird man sie auf Fingerabdrücke überprüfen. So wie den ganzen Wagen. Am Bund hängen die Autoschlüssel sowie die Hausschlüssel und vermutlich der Schlüssel für ein Vorhängeschloss. Nachher wird man den Wagen abschleppen und ins kriminaltechnische Labor bringen, und Leute, die schlauer sind als ich, werden herausfinden, ob Dwight Smith ihn als Letzter gefahren hat. Im Handschuhfach liegen eine Straßenkarte, eine kleine Taschenlampe, ein Taschenmesser, mehrere CD-Hüllen und ein paar lose CDs. Country-Musik, Heavy Metal und 70er-Jahre-Rock; einiges davon mag ich, einiges hasse ich, und einiges kenne ich nicht. Ich schaue unter und hinter den Sitzen nach. Nirgends ist Blut zu sehen. Es sieht nicht so aus, als hätte man hier staubgesaugt. Da sind nur Dreck und Staub und die Reste getrockneter Blätter.

Auf dem Beifahrersitz liegt eine Wasserflasche mit der Aufschrift *Water Bro*. Sie gehört zu einer neuen Produktpalette, die auf Männer ausgerichtet ist. Vor ein paar Monaten fing es mit einer aggressiven Werbekampagne und gut positionierten Produkten in den Supermärkten an. Das Bro-Sortiment. Man kann Bro-Chips, Bro-Cola, Bro-Salat und Bro-Brot kaufen –

es gibt Dutzende von Produkten. Ich habe in den letzten Monaten den Bro-Rasierschaum benutzt, kann mich jedoch nicht dazu durchringen, die Clean-Teeth-Bro-Zahnpasta zu probieren. Die Marke ist so erfolgreich, dass man vor sechs Wochen in der Stadt zwei Fast-Food-Restaurants eröffnet hat. Die Wasserflasche ist halb voll. Ich schraube den Verschluss ab und rieche daran. Ich hätte gedacht, dass jemand, der vorhat, sich vor den Zug zu werfen, etwas Härteres als Wasser trinkt. Aber das trifft in diesem Fall nicht zu. Vielleicht hat er auf dem Weg hier raus nicht angehalten, um Alkohol zu kaufen, weil es ein spontaner Entschluss war.

Ich schließe die Wagentür. Inzwischen hat Hutton sein Telefonat beendet und unterhält sich mit Kent. Ich gehe zu ihnen hinüber. Der Eisenbahnheini telefoniert immer noch; mit seinem freien Arm macht er in der Luft ausladende Gesten, als würde er etwas auf eine unsichtbare Leinwand malen.

»Was habe ich verpasst?«, frage ich.

»Der Tote wurde als Dwight Smith identifiziert«, sagt Hutton. »Die Fingerabdrücke stimmen überein.« Er nickt, während er mir das erzählt, und auch Kent nickt; offensichtlich ist heute der Samstag des Nickens, denn ich ertappe mich dabei, wie ich ebenfalls nicke.

»Was sollen wir jetzt tun?«, frage ich.

»Reden Sie mit seinem Chef und mit seinem Bruder, fahren Sie zu seinem Haus, und reden Sie mit seinem Bewährungshelfer. Damit wir eine Vorstellung davon bekommen, was Smith vorhatte, in welcher Gemütsverfassung er war. Wir wollen doch nicht, dass die Leute denken, wir hätten irgendeine Möglichkeit ausgelassen, weil wir den Kerl nicht

mochten. Wenn wir nicht alles in unserer Macht Stehende tun, heißt es morgen in den Schlagzeilen, dass wir Verbrechen, bei denen unliebsame Personen zu Schaden kommen, nicht ernst nehmen.«

»Haben Sie seine Adresse?«

»Er lebte in einem Wohnheim in der Stadt. Sie kennen es – es wird von einem Typen geführt, der sich ›der Priester‹ nennt.«

Ich nicke. Ich kann mich an das Haus und den Priester erinnern. Vor ein paar Monaten haben mich meine Ermittlungen als Privatdetektiv dorthin geführt. Einen Tag nachdem man mir den Glasbehälter über den Kopf gezogen hatte.

»Hören Sie, Detectives«, sagt er und senkt die Stimme. »Es ist wichtig, dass wir bei diesem Fall äußerst gewissenhaft vorgehen. Ich bin überzeugt, dass es für Dwight Smith einen Grund gab, sich auf die Schienen zu legen, aber ... Erinnern Sie sich an den Fall, den Schroder vor ein paar Jahren bearbeitet hat?«, fragt er und sieht mich an. »Die Sache mit dem Zug?«

»Ich erinnere mich«, sage ich. Offenbar ist dieser Fall der Grund dafür, dass wir äußerst gewissenhaft vorgehen und jeden Stein zweimal umdrehen werden.

»Welcher Fall?«, fragt Kent.

Ich lasse Hutton die Geschichte erzählen. Ein betrunkenere Autofahrer hatte einen Mann überfahren und dachte, er könne seine Tat vertuschen, indem er sein Opfer vor einen Zug wirft, weil er hoffte, dass man dann von einem Selbstmord ausgeht. Fast wäre sein Plan aufgegangen.

»Beim Aufprall des Zugs wurden alle vorhandenen Schnittwunden und Prellungen von anderen Verletzungen überdeckt.

Allerdings wurde der Mörder bei seiner Tat beobachtet. Aber das ... Wissen Sie noch, was ich vorhin über den Zeitpunkt gesagt habe?«

Wir beide nicken.

»Es ist schon merkwürdig genug, wenn sich jemand umbringt, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen wurde, aber warum sollte sich jemand am Ende eines Arbeitstages umbringen? Warum hat er das nicht am Morgen getan?«

»Vielleicht hat ihn die Nachricht, die ihn in den Selbstmord getrieben hat, erst abends erreicht«, sagt Kent.

Hutton nickt. »Schon möglich.«

In diesem Moment stößt einer der Beamten einen Pfiff aus. Wir alle drehen uns zu ihm um. Er steht knapp hundert Meter weiter hinten, zwanzig Meter neben den Gleisen, etwa zwanzig Meter von allen anderen Körperteilen entfernt. Er winkt mit dem Arm. Seinem eigenen Arm.

»Das wird das letzte Körperteil sein«, sagt Hutton. Er greift sich ans Kinn und tippt ein paar Sekunden lang mit dem Zeigefinger gegen seine Zähne. »Hören Sie«, sagt er, und diese Formulierung erinnert mich an Schroder und daran, wie er früher manchmal ein Gespräch mit mir anfang. *Hör zu, Tate, wir brauchen deine Hilfe bei diesem Fall nicht.* Während ich an Schroder denke, wird mir klar, dass mir die Arbeit mit ihm fehlt. Verdammt, mir fehlen selbst jene Momente, in denen wir uns das Leben gegenseitig schwer gemacht haben. »Um die Wahrheit zu sagen ...«, fängt er an, aber dann sagt er es nicht, also bleibt die Wahrheit unausgesprochen. Stattdessen tippt er sich noch ein paar Mal gegen die Zähne. »Wie soll ich es sagen?«